

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 272.

Dienstag, 22. November

1927.

(6. Fortsetzung.)

Der verzauberte Wendelin.

(Nachdruck verboten.)

Ein frühlicher Roman von Michael Mohr.

Quer durch Berlin noch im gezwungen gemäßigten Tempo leuchte Wendelin seinen Wagen. Lichtüberflutet noch die Vergnügungszentren des Westens und der Innenstadt.

Dunkler, ärmlicher, lebenserster der unübersehbare Steinwald des Ostens. Armut und Arbeit wohnen hier widerspruchsvoll beieinander.

Dann die stilleren östlichen Vororte, schon unterbrochen von häußerlosen Straßen, schlecht beleuchteten Chausseen.

Märlische Landschaft breitete sich immer stärker aus. Beseu gleich standen die hohen Kieferstämme mit den armenigen Nadelkronen. Seen glühten zwischen dem Dunkel der Waldungen.

Noch einmal blickte Wendelin rückwärts. Ein riesiger Lichtbogen dehnte sich gegen den dunklen Himmel, die nie schlafende, stets hastende und werktätige Riesenstadt überspannend.

Dann den Blick vorwärts gerichtet, ließ er endlich den Motor zu voller Kraft an. Pfeifend, aufspringend schoß der Wagen ins Dunkel. Droben zogen still und unmerklich die Sternbilder ihre vorgeschriebenen Bahnen, ohne Teilnahme scheinbar an dem Wirrwarr, der ewigen vergänglichlichen Unruhe da unten.

Wendelin sah nicht mehr rückwärts, nicht aufwärts zum Firmament, nur vorwärts.

Bergeffen hatte er Ziel und Bedeutung seiner Fahrt. Sie war ihm jetzt Selbstzweck. Die nur dem modernen Menschen bekannte Lust an höchster Geschwindigkeit faßte ihn, eine Freude, die zwecklos, nur dem Rekordtempo gilt.

Auf Zeit- und Geschwindigkeitsmesser verfolgte er seine Fahrt, schnell einen Seitenblick auf die beleuchtete Karte werfend, hier feststellend, daß eine gefährliche Bahnkreuzung dicht vor ihm lag, dort einen markanten Punkt, einen Baum, eine Brücke zur Orientierung benutzend.

Von sechzig auf siebzig, von siebzig auf achtzig schoß sich der Zeiger der Geschwindigkeitsuhr. Wälder wurden graue Streifen, Dörfer vorbeihuschende Mauern.

Jede Unebenheit des Weges ließ Wagen und Fahrer einen Luftsprung tun. Jede Biegung schleuderte ihn an die Karosseriewand.

„Wendelin rast...“, hatten früher die Freunde die Fahrwut des Wendelin rast glossiert.

Wendelin raste jetzt in der Tat. Man hätte meinen sollen, daß dem modernen Teufel der Geschwindigkeit nicht nur die Bilder des Auges schwinden, sondern auch die Sinne.

Das Gehirn aber leistet seltsame Arbeit. Während Wendelin nur ganz auf den Lichtkegel, der sich vor ihm in die Dunkelheit saugte, konzentriert schien, beschäftigte sich wider seinen Willen das Hirn mit allen möglichen Dingen.

„Provinz... dunkelste, düsterste Provinz“, reflektierte es.

„Was wollte eigentlich Wendelin Rast in diesem gottverlassenen Ostelbien? War ihm nicht schon die Reichshauptstadt gestern und heute als großes Nest erschienen? Hatte er, die ungeheuren Maße Amerikas gewöhnt, nicht allen Sinn für das alte Europa, für Deutschland, das langsam in ein Postkutschenzeitalter zurückfiel, verloren? Biel-

leicht erblickten poetische Gemüter, echt deutsche Dichter-seelen in dieser Zurückgebliebenheit hinter amerikanischem Fortschritt einen romantischen Zauber. Man hatte hierzulande ja eine besondere Vorliebe für altes Gerümpel, Biedermeiermöbel, Kaffeetassen aus Großmuttertagen, Bändchenverschürzte Liebesepistel der Urmuhmen. Alberne Sentimentalitäten, deren Nachhängen heute im rückwärtslosen Vorwärtsstürmen einer Epoche des Verkehrs und der neuen, der nüchtern-karen überrannt werden.

Wendelin beschleunigte, sich der schlesischen Grenze nähernd, das Tempo. Er war doch der Mann der neuen Zeit. Alles, was an falschen, deutschen Sentimentalitäten ihm angeboren und anerzogen war, hatte er in dem halben Jahrzehnt Amerika gründlich abgestreift.

Von Süden her, von den fahlen Höhenzügen des Riesengebirges wehte eine kühlere Luft durch die warme Sommernacht. Die Geschwindigkeit des Autos ließ Wendelin eine pfeifende Kälte empfinden. Ein flüchtiger Blick zeigte ihm die imponierende Silhouette der Hochgebirgskämme.

Dann startete er wieder unverwandt geradeaus in den Lichtkegel. Gepflegt waren die Landstraßen des Gebirges gerade nicht. Die Orientierung war auch nicht eben leicht. Jetzt hielt er bisweilen an, um beim Schein der Taschenlampe auf der Karte das unübersichtliche Gelände mit den zahlreichen Wegkreuzungen zu studieren.

Ungertlich stellte er fest, daß er von der Hauptlinie, die längs der Eisenbahnschienen lief und sie nur bisweilen überkreuzte, südwärts in Ausläufer des Riesengebirges abgekommen war. Er mußte seine Fahrtroute abändern, ein entlegenes Bergrevier überqueren, um wieder auf die großen, für den Wagen geeigneten Chausseen zu gelangen.

Sechs Kilometer vor ihm mußte die kleine Bergstadt Guldensburg liegen, mitten im Hochwald der Tannen und Felschroffen.

Wieder gab er volle Fahrt und schoß auf das nahe Ziel zu. Der Weg wurde so schmal, daß ein Ausweichen unmöglich gewesen wäre. Aber wer trieb sich hier in der Provinz auf nächtlichen Straßen mit Pferd und Wagen herum. Die deutschen Kleinstädter von Guldensburg hatten gewiß längst die Nachtmützen über die Ohren gezogen und schnarchten dem Morgen entgegen.

Plötzlich, kaum fünfzig Meter vor ihm, vom Scheinwerfer lichtübergossen, tortelte ein kleiner dunkler Punkt dem rasend näherliegenden Wagen entgegen.

Wendelins Gedanken sprünge hatten das Tempo des Autos, das er zwanzig Meter vor dem unerklärlichen Etwas mit angezogener Bierradbremse zu stoppen suchte.

Auch der einsame Nachtwanderer hatte beim Anblick des auf ihn losstürmenden Lichtungetüms Halt gemacht. Das seltsame Wesen setzte sich trotz der in Sekunden drohenden Todesgefahr ruhig in den Straßenstaub und starrte dem Schicksal entgegen.

Wendelin hielt das Wesen für verrückt. Zehn Meter näher — und er erkannte einen kleinen Hund, der unfähig, zur Seite Reißhaus zu nehmen, seinen sicheren Tod erwartete.

Der amerikanische Wendelin bekam einen neuen, verhängnisvollen Rückfall in deutsche Sentimentalitäten. Be-

der Kürze der Zeit war er sich über die Motive seines Handelns allerdings absolut unklar. Tatsache aber, daß er unmittelbar vor der Hundeschnauze das Steuer nach links riß und . . .

Einige Sekunden war Wendelins Fassungsvermögen geschwunden. Von Straßengraben, Wiese und Erdboden merkte er nichts.

Als er die fünf Sinne langsam wieder in Funktion treten fühlte, lag er mit angehaltenem Atem einige Zeit mäuschenstill. Dann tastete er vorsichtig und mißtrauisch mit der Rechten über Gesicht, Schulter und Rücken, um festzustellen, ob er wirklich nicht tot war. Daß er es jedenfalls nicht ganz war, bewies ihm das Schmecken seiner Glieder. Er versuchte, sich mit dem Arm auf den Boden zu stützen und aufzurichten. Der Versuch mißlang. Die Hand sank in einen weichen Grassaufen, den Wendelin sich beim Kopfsprung aus dem Wagen klugerweise als Unterlage ausgesucht hatte.

Das Heu duftete ihm süß in die Nase und bewies ihm, daß er noch mit allen Vieren bäuchlings auf dieser Erde lag.

Dann zog etwas an seinem linken Bein und winselte leise. Es schnubberte sich zu Wendelins Kopf empor und berührte ihn mit kalter Hundeschnauze.

Der verdammte Kötter, der sich ausgerechnet zwanzig Meter vor meinem Wagen auf der Landstraße niederlassen muß.

Wendelin fühlte nach dem Kopf des Hundes, strich über den glatthaarigen Rücken und konstatierte, daß er zur Rasse der Dachshunde gehörte.

Er setzte sich auf den Heuhaufen, zog seine elektrische Taschenlampe und beleuchtete den Bierfüßler.

Hinter dem einen Langohr zog sich als Zeichen der nächtlichen Begegnung eine feuchte, blutige Schramme über das braune Fell. Wendelin tupfte das Blut mit dem Taschentuch ab, während er den Patienten für seine bodenlose Dämlichkeit und Insamie ausschalt.

Der Kötter besaß wie alle Frechdachs seiner Art kein Gewissen und kein Gefühl der Reue. Vergnügt schwänzelnd, trotz der kleinen Verwundung, führte er den neugewonnenen Herrn stolz zu dem von ihm zur Strecke gebrachten Wilde. Er kam sich offenbar wie ein David vor, der den Riesen Goliath erlegt hat, als er Wendelin das verendet im Straßengraben liegende Auto zeigte.

„Aus,“ sagte Wendelin, dessen Aerger über den Unfall durch seine Freude über seine eigene Unversehrtheit ausgeglichen wurde, und stand ratlos auf dem Landwege unter dem sternüberfüllten Nachthimmel.

Er leuchtete mit der Taschenlampe links, er leuchtete rechts, vorwärts und rückwärts. Aber mehr als zehn Meter weit konnte er nicht viel sehen. Er wandte sich an seinen vierfüßigen Gefährten, der aufheulend an ihm hochsprang.

Das Unglücksvieh wollte ihm scheinbar den Weg zeigen. Ortskundig war er sicher. Was blieb ihm übrig, als sich seiner Führung anzuvertrauen.

Der Dadel verstand augenscheinlich die Aufforderung: „Such, verloren!“ und schlug sofort und sicher, immer zwei Schritt vor Wendelin, wenn auch leicht hinkend, den Weg ein. Richtung Guldensburg.

Sehr geistvoll schaute Wendelin nicht in die „düsterste Provinz“, als er hinter dem wedelnden Hundeschwanz als Wegweiser hertrötete. Das war also die Rasse, die ihm unheilbringend nach Kathreins Weissagung über den Weg gelaufen war. Etwas mußte an der Traumdeutung doch daran sein, wo sich doch ein Traum sogar erfüllt hatte, den er gar nicht geträumt hatte!

Am Steuer eines Rennautos ist kein Platz für romantische Idyllen. Der Lärm eines Explosionsmotors erschlägt die poetische Stimmung einer sternklaren Sommernacht im Gebirge.

So bemerkte Wendelin Raß jetzt zum erstenmal seit seiner Abfahrt den wundervollen Zauber nächtlicher Landschaft.

Ueber die schwarzen Zaden des Tannenhochwaldes stieg ein runder, gelber Mond empor und verstärkte das Licht, das über die unregelmäßigen Berghänge flutete. Ein betäubender Duft strömte aus den Tannen, von den blütenreichen Bergwiesen. Der hallende Schritt betonte die unendliche majestätische Stille nächtlicher Einsamkeit.

Vergessen das nervöse Rauschen der großen Stadt, die

er am Abend verlassen hatte, vergessen das Fieber amerikanischer Weltstädte. Vergessen auch das nüchterne Ziel der jäh unterbrochenen Fahrt, die Arbeit, der Kampf um den Besitz des Industriegebietes, das nur wenige Stunden hinter der Gebirgskette lag.

Dunkle Umrisse ließen die ersten Häuser des nahen Bergnestes wahrnehmen. Der Klang der Schritte hallte auf dem holprigen Pflaster von den lichtlosen Häusern Guldensburgs wieder. Die verlorene Stadt schien seit Jahrhunderten zu schlafen, von dem ersten Fuß eines Abenteurers aus moderner Zeit betreten zu werden.

Der vierbeinige Führer nahm unbeirrt seinen Weg durch die steil ansteigenden Gäßchen aufwärts. Wendelin ließ sich ortsunkundig willenlos leiten.

Nur vom fahlen Licht der Sterne überstrahlt, lag droben der weite, viereckige Marktplatz der Stadt Guldensburg.

Die beiden Nachtwanderer machten Halt. Wendelin lauschte. Mitten auf dem Platz plätscherte der Strahl eines feineren Brunnens im Schatten leise im Nachtwind rauschender Linden. Ein süßer Duft strömte aus vieltausend Blüten.

Stumm und dunkel umrahmten Giebelhäuser das feinerne Quadrat.

Zur Linken nur, aus dem ersten Stockwerk eines schiefen, alten Hauses drang ein warmer, goldener Lichtschein durch die offenen Fenster.

Der Dadel blinzelte empor. Wendelin blinzelte empor.

Auffschwellend drangen Klangfolgen aus dem offenen Fenster hinaus in die Nacht. Voll und feierlich entquollen sie dem Harmonium. Ernst bald und getragen von einer beherrschten Trauer, aufjubelnd dann und die Seele glaubensstark zu den Sternen erhebend . . . unsterbliche Rhythmen einer Fuge Sebastian Bachs.

Wendelin verstand wenig oder nichts von Musik. Er erkannte weder Melodie noch Meister. Gleichwohl ergriff ihn der zauberhafte Zusammenklang vom Nachtlieb der Natur und Kunst.

Lange noch hätte er angewurzelt gestanden und sich von diesem Märchen der Wirklichkeit trunken machen lassen.

Da heulte der Kötter, den Herrn erkennend, zu dem lichten Fenster empor und unterbrach mißtönend die musikalische Harmonie.

Das Instrument schwieg. Ein menschlicher Schatten hob sich droben vom Lichtschein ab. Eine Stimme klang: „Ruhe, Ruh, verdammter Rader!“

Bei der Stimme des Herrn heulte der Hund nur noch lauter und freudiger auf.

„Warte, Rader, ich komme und gerbe dir das Fell durch“, rief das entrüstete Schattenbild und verschwand.

(Fortsetzung folgt.)

Geschäftsabschluss in Täbris.

Demnächst erscheint im Verlag August Scherl unter dem Titel: „Fahrt und Fessel. Mit dem Motorrad von Teizig nach Afghanistan“, ein spannendes Buch. Der Verfasser, der Leipziger Geograph Dr. G. Stratil-Sauer, beschreibt darin seine in der Nachkriegszeit unter schwierigsten politischen Verhältnissen unternommene Forschungsreise durch Anatolien, Persien und Afghanistan. In der Notwehr verwundete er einen Afghanen tödlich und schmachtete aus diesem Anlaß viele Monate im afghanischen Gefängnis, bis es den deutschen offiziellen Stellen gelang, ihn der Freiheit wiederzugeben. Die Strapazen der Reise, die Qualen der Gefangenschaft werden ebenso wie die Landschafts- und Bevölkerungstypen in diesem Buch geschildert. Wir geben in nachfolgendem einen fesselnden Abschnitt daraus wieder:

Von der hohen Arkh, einem monumentalen Turmbau von gigantischer Konstruktion, sah ich oft herab auf die mir nun schon vertraute Stadt Täbris in der Tiefe, über das Häusermeer, das sich in harmonischem Gleichklang in weiten Kreisen um die europäisch stilisierten Regierungsbauten im Zentrum legt. Erst weit draußen in der fahlen Ebene zerflatternd, zieht sich der breite Kranz der schwellend blühenden Gärten um die Stadt, durch hohe Lehmmauern streng

dem profanen Blide entzogen. Dann folgt der Gürtel der flachgedeckten Persehpäuler, von außen ein dürriger Komplex blinder Mauern aus sonndurchglühtem Lehm, von innen meist ein zauberhaft schönes Spiel orientalischer Phantasie mit Hof, Grün und Wasser —, und von hier bis zum engsten Zentrum ziehen sich die Pulsadern von Täbris, in die sich das Handelsleben des ganzen Landes ergießt: der Basar.

In seinem unentwärtbaren Labyrinth von überdachten Gängen und Straßen birgt er Schätze, mit deren Reichtum und Erlesenheit sich alle Wunder von Tausendundeiner Nacht nicht messen können. Bald war im Hellsdunkel der überwölbten Gänge die seltsame „Alman-Maschine“ allgemein bekannt. „Charbardar, Charbardar!“ Achtung, so ruft man und findet im Gewühle mühsam einen Weg zwischen den langsam ausweichenden, lächelnd grüßenden Leuten, den Wasserträgern, die mit dem Nas aus ihren Hautschläuchen vergebens den dicken Staub zu löschen versuchen, den Fruchtkörben, in denen die leuchtigsten Arten von Trauben mit kirchgroßen Beeren loden, irgendwo in den Gärten Aserbeidschans von der heißen Augustsonne ausgekocht. — Ein Mollah nur, weithin am blütenweißen Turban zu erkennen, zieht unwillig seine Abba, den schwarzen Mantel, näher an den Leib, damit das heilige Kleid nicht durch die Berührung mit einer ungläubigen Maschine verunreinigt werde. Lachend und schwachend drängt die Menge mir nach. In den langen, gemundenen Sträßchen, wo sich zunftmäßig geordnet Laden an Laden reiht, suche ich das Viertel der Sattler, weil ich dort Riemen bestellt habe. Durch kleine Fenster fallen die Strahlen der Mittagssonne wie weißglühender Stahl in die stickige Luft, in den wirbelnden Staub. Endlich halte ich vor dem Laden, wo ich sonst den Meister im Kreise seiner Helfer angesichts aller Passanten eifrig arbeiten sah. Diesmal liegt er schlafend am Boden, das Gesicht zum Schutze gegen die Fliegen mit einem schwarzen Tuch bedeckt. Ich wage nicht, ihn zu stören; denn ich weiß, daß bis zu seinem Wiedererwachen das Geschäft als geschlossen zu gelten hat.

So beschloß ich denn, meinen deutschen Freund zu besuchen, der, wie die anderen Großkaufleute, sein Bureau in den wohllich eingerichteten Räumen der ehemaligen Karawansereien aufgeschlagen hatte. Durch ein großes Tor betrat ich den weiten Hof, wo Angestellte der Großhändler, der Exporteure und Importeure, der Transportfirmen, Karawanenbesitzer und Banken geschäftig durcheinandereilten. Zwischen Ballen von Teppichen, Kisten und Säden hatte ich mich hindurchzuwinden, ehe ich das Kontor des Landmannes erreichte. Brannte im Hof die Sonne glühend, so lastete in diesen niederen Räumen eine doppelt drückende Hitze. Mit den langschweifigen, ungemain anziehenden Höflichkeitformeln, die die Sitte des Landes vorschreibt, geleitete der Kaufmann gerade einige Kunden zur Tür, die nach allgemeinem Brauch die Pantoffeln ausgezogen hatten, so daß nun aus den dicken Wollstrümpfen alle Wohlgerüche Arabiens emporsiegen. — Wieder wurde ein neuer Kunde hereingebeten, und weil ich nun schon längst gelernt hatte, daß solch ein Kontor in Persien eine wahre Diplomatenschule ist, setzte ich mich still beobachtend abseits, nachdem ich nur einen flüchtigen Gruß mit dem Kaufmann getauscht hatte.

Das Bild, das sich mir bot, machte einen äußerst friedlichen Eindruck: der Kaufmann und sein Kunde tranken Tee, rauchten, tauschten lange Komplimente der Höflichkeit, und wischendrein wurde verhandelt, verhandelt ohne Ende. Zuerst hatten die lässigen Hin- und Widerreden mit den Anschein einer belanglosen gesellschaftlichen Plauderei erweckt, später aber schärften sich meine Sinne für die intensiven Spannungen unter der Oberfläche; denn Geduld ohne Ende, fluge Vorsicht und höflich verborgene Verschlagenheit sind die notwendigsten Vorbedingungen, wenn ein Kaufmann wünscht, im Geschäft mit einem Perser einmal nicht den Kürzeren zu ziehen. — Den jungen Mann, der da, bequem in die Kissen gelehnt, lässig plaudernd seinen Tee trank, hatte ich schon öfter bei meinem Freunde getroffen. Er war der Sohn einer als besonders reich bekannten Perserfamilie, und vor langer Zeit hatte er einen Motor bei dem deutschen Kaufmann bestellt. Nach langwierigen Verhandlungen hatte er sich dann entschlossen, den Vertrag zu unterzeichnen, der ihm die Lieferung des Motors gegen blanken Fabrikpreis und eine zehnprozentige Provision für den Kaufmann zusicherte. Dann aber war er fast täglich wiedergekommen, um nach langen Gesprächen über die gleichgültigsten Dinge immer wieder eine neue Bedingung für den bestellten Motor zu stellen: einmal wollte er dazu eine Pfeife haben, die man in ganz Täbris hörte, das nächste Mal stellte er das Verlangen, daß das Schwungrad aus zwei trennbaren Teilen bestehen sollte, endlich forderte er sogar, daß der Motor nicht nur mit Benzin, sondern auch mit Schweröl liefe. Und nie gab der Kaufmann eine abschlägige Antwort, nie versuchte er, die sinnlosen Wünsche mit Bernunftgründen zu widerlegen; er wußte nur zu gut, daß er damit nichts erreichen würde. Diplomatisch formulierte er die Be-

dingungen des Persers im Vertrage so, daß sie ausführbar waren, — wenn auch nicht in der Weise, wie sie der Besteller erfüllt zu sehen wünschte: „Der zu liefernde Motor Nr. 12 795 hat mit Benzin und bei Schweröl zu laufen“, — den vorläufig sehr gering erscheinenden Unterschied zwischen den Präpositionen „mit“ und „bei“ überließ der schlaue Perser dem Glück.

Diesmal brachte er wirklich das Geld zur ersten Zahlung, das er mit umständlicher Wichtigkeit auf den Tisch zählte. Wo aber war die vertragsmäßig festgesetzte Provision? Der Perser lächelte abwesend. „Sie kommt morgen“, sagte er obenhin. Sie kam aber auch dann noch nicht, als mehrere Mahnbriefe abgegangen waren. Endlich, nach einem etwas deutlicheren Schreiben, erschien in prunkhaftem Aufzuge ein alter Perser. „Was schreiben Sie mir von einer Provision? Ich bin der Herr und Vater des Bestellers; nach persischem Recht also habe ich den Motor bestellt. Von einer zugesagten Provision ist mir nichts bekannt.“ Unterhandlungen fruchteten hier nichts; ihr einziger Erfolg war, daß der Perser uns mit vornehmer Herablassung für den Abend zu sich bat. Mich hatten die langen, fruchtlosen Geduldübungen nervös gemacht; ich riet dem Landsmann zur Klage, aber lachend wehrte er ab: „Ich will meinen Urteilen einen guten Namen, nicht aber einen Prozeß gegen einen Perser vererben.“

Der Abend gestaltete sich weit anders, als ich mir eine erregte kaufmännische Debatte vorgestellt hatte; an der reich und überladen gedeckten Tafel saßen wir auf Polstern zu Seiten des Hausherrn, dem von Söhnen, Nissen und Enteln sorgsam aufgewartet wurde. Ganz unten, durch deutlichen Abstand von den anderen geschieden, entdeckte ich den eigentlichen Besteller; er aß wenig und redete nichts. — Das herrlichste Obst, das die Gärten von Aserbeidschan hervorgebracht, stand zu Bergen gehäuft auf den großen, getriebenen Messingschalen. Zwanzig Diener umschwirrten uns mit immer neuen Gerichten; Fleisch, knusprig geröstet, lind gekocht und saftig gebraten, wechselte mit Gemüse, das, bald würzig gefüllt, bald in Fett oder Butter gedünstet war. Dann kamen Süßigkeiten ohne Ende. Von der Provision sprach niemand. Nun folgte Koffa, dann Tee und endlich Schärbett, das wuschmedende, eisgekühlte Fruchtwasser. Frauen nehmen an solchen Essen nicht teil.

Behaglich plauderte der Alte von Deutschland. Er kenne es zwar nicht, aber er wisse, daß es das tapferste Land der ganzen Welt sei. Er liebe die Deutschen besonders; denn sie seien Freunde des Islams. — „Wie ist es mit der Provision?“ — „Gleich!“ — und er klatschte in die Hände; ein Gaufler trat auf und zeigte die verwegendsten Zauberereien. Indes ein langer, trummer Dolch im Munde des Gauflers verschwand, entschuldigte sich der Alte, daß er es wagte, uns so Geringes zu bieten, wo doch jede Hütte in Deutschland mit Besserem aufwarten könnte. — Der Boden und die Wände waren mit den kostbarsten Teppichen bedeckt. „Wir sind arm; Deutschland ist reich; seinen früheren Feinden schenkt es Millarden von Gold.“ — Ein süßer Duft von Opium zog durch den Raum. „Sie nehmen doch auch etwas Gewürz in Ihren Tabak?“ — Doch wir dankten.

Stunden waren vergangen, als der Alte endlich beläufig erklärte, daß er gewiß die Bestellung aufrechterhalte, aber sein Sohn habe die Provision aus eigener Machtvollkommenheit zugestanden, und sein Sohn habe kein Geld, sie zu bezahlen. So wolle er denn aus besonderer Freundschaft eine Provision von ein halb Prozent geben, wie es unter ehrlichen Kaufleuten der Brauch sei. Mit der Versicherung, daß er unserer Zustimmung gewiß sei, versuchte er zu einem anderen Thema überzugehen. Aber der deutsche Kaufmann erklärte mit eisiger Ruhe, er müsse vertragsmäßig liefern und habe so auch vertragsmäßig zu verlangen. Und es wurde gehandelt und geredet. Ein Sohn nach dem andern, ein Nisse nach dem andern und ein Entel nach dem andern versuchte sich in seiner blendenden Überredungskunst. Und nach jedem vergeblichen Angriff auf den eisengepanzerten Sinn des Kaufmanns erhöhte der Alte die Summe um eine Dezimale. Und zuletzt fuhr er das schwere Geschick an: er winkte dem Sohne, der den Vertrag unterzeichnet hatte; der Arme nahte mit flehender Gebärde: „Haben Sie Erbarmen mit mir! Mein Vater wirft mich auf die Straße, weil ich eigenmächtig gehandelt habe!“ — Der Kaufmann aber blieb unerschütterlich. Endlich wollte man die Summe abrunden. „Nehmen Sie doch 200! Es klingt besser und läßt sich leichter verrechnen als 258!“ Da stand der Kaufmann auf: „Hier ist die Überweisung Ihrer ersten Anzahlung auf den Motor. Bevor der Sched nicht in Berlin ist, arbeitet kein Rad an Ihrer Bestellung. Und der Sched wird nicht eher abgeschickt, als bis das erste Viertel meiner vollen Provision vor mir auf dem Tische liegt!“ Damit hatte niemand gerechnet. Der Perser wurde etwas bleich, dann aber zählte er schweigend die schuldige Summe und geleitete uns beherrschend unter Höflichkeitsbezeugungen hinaus. Draußen dümmerte der neue Tag.



Hände besehen, gibt Streit!

Aber doch: Was verraten sie uns?

„Hände besehen, gibt Streit!“ ist ein alter Aberglaube, und viele Menschen sind allen Ernstes von seiner Berechtigung überzeugt. Das ist wohl darauf zurückzuführen, daß man von jeher geglaubt hat, aus der Form und Beschaffenheit der Hände gewisse Schlüsse auf ihre Besitzer ziehen zu können und daß ein solches Händebesehen also unliebame Überraschungen und möglicherweise sogar Zwistigkeiten zwischen Beschauer und Eigentümer zeitigen könne.

Von den mystischen Andeutungen der alten Zigeunerin, die den Linien der ihr entgegengestreckten Hand das Schicksal lesen zu können vorgibt, bis zu den exakten Forschungen der Wissenschaft, die durch die Daktyloskopie jedes Menschen Identität aus kleinen Fingerabdrücken festzustellen vermag, ist es ein weiter Weg. Dazwischen liegen viele Stationen von kleinen Tatsächlichkeiten, die uns allerlei interessante Aufschlüsse über die Besitzer der Hände geben, die wir betrachten, und das wollen wir nun einmal tun, aber bitte: ohne Streit!

Was erzählt die Hand? Vor allen Dingen, was ihr Besitzer oder ihre Besitzerin ist. Merkmale, die der Beruf den Händen gibt, sind vielfach charakteristisch, daß man durch sie auch bei völlig Fremden ziemlich auf ihre Tätigkeit schließen kann. Wer kennt nicht die „Schneiderinnenhand“, die „Klavierfinger“, den „Bildhauerdaumen“, sowie den ebenso charakteristischen „Schusterdaumen“? Menschen, die beruflich viel mit Chemikalien umgehen, wie z. B. Photographen, sind leicht zu erkennen an ihren mickrigen Fingerpitzen, ebenso wie der kleine Kaufmannslehrling im Kolonialwarengeschäft oder die Fleischwarenverkäuferin trotz der Sonntagskleidung ihren Beruf nicht verleugnen können, den die rot und rissig gewordenen Hände verraten. Auch die „Waschfrauenhände“ kennt jeder, und die schwielige Haut des Arbeiters so gut, wie die „Würstchenfinger“ des Herrn Kaffee. Aber damit kommen wir schon auf das psychologische Gebiet. Wenn man auch nicht aus der Hand das Schicksal lesen kann, so gibt sie doch dem aufmerksamen Beobachter interessante Anhaltspunkte über den Charakter ihres Eigentümers. Welche beredte Sprache führen Hände! Da gibt es energiegeliche Hände, da gibt es kraftlose Hände. Hände, die auf geistige Neigungen des Besitzers deuten und groß materialistische, ja brutale Hände. Es gibt zuverlässige, gute Hände und gierige, böse Hände — — — Wie mancher vermag in Kleidung, Haltung und Gehaben noch Jugendlichkeit und Frische zur Schau zu tragen, aber seine milden und alten Hände strafen ihn Lügen — — — Denn Hände sagen die Wahrheit, es gibt da kein Verstellen und Verbeden. Auch für manche Krankheiten gibt es Anzeichen im Aussehen oder der Form der Hände. So behaupten manche Ärzte, daß die sogenannten „Trommelschlegel-Finger“, d. h. Finger mit auffallend verbreiterten Spitzen, charakteristisch seien für Menschen mit der Disposition für Lungenleiden. Die Hände kranker Personen sind meist von einer matten, perlmuttartigen kranken Weiße und haben scharf gezeichnete blaue Adern, und die sogenannten Glühhände kennt wohl jeder.

Noch ein paar nette Kleinigkeiten aus dem Gebiete der psychologischen Vermutungen: Schlanke, sich zuklaufende Finger deuten auf künstlerische Neigungen, während andererseits die sogenannten „Spinnenfinger“ auf Habsucht und Hinterhältigkeit schließen lassen. Übertagt der Mittelfinger seine Gefährten um ein Bedeutendes, so ist sein Besitzer von Herrschsucht besetzt; ein Ringfinger, der fast ebenso lang ist, wie der Mittelfinger, läßt auf musikalische Veranlagung schließen. Wollen Sie wissen, wer in der Ehe „das Best in der Hand“ haben wird? Sie brauchen sich nur Ihren kleinen Finger anzusehen: Übertagt er das oberste Glied des Ringfingers ein wenig, so sind Sie die stärkere Persönlichkeit in der Ehe, erreicht er dasselbe nicht, so ist es Ihr Partner oder Ihre Partnerin. Schließt er genau mit dem obersten Gliede des Ringfingers ab, so steht zu vermuten, daß beide Teile in der Ehe gleich viel zu sagen haben werden. Und nun noch das Letzte, ein Kapitel für sich: Frauenhände! Dichter und Maler sind begeistert von ihnen und verherrlichen sie in Wort und Bild. Es gibt ein englisches Lied, in dem der Dichter von den Händen seiner Geliebten sagt:

Blasse Hände, zarte Fingerpitzen,
Sind wie Lotusblumen, weiß und traurig,
Die auf kühlen, dunklen Wassern fluten —

Und viele unserer größten Maler sind ausgesprochene „Händemaler“. Sie finden einen besonderen künstlerischen Genuß darin, schöne Frauenhände zu verewigen.

Stinke, geschickte, kleine Frauenhände kennt wohl jeder, wie auch die leichten Pflegerinnenhände mancher Frau, und warme und treue „Mutterhände“. — Früher galt es als „Ehrenzeichen“, wenn die Hausfrau recht verarbeitete, rauhe und harte Hände hatte als Beweis ihrer emsigen Tätigkeit, aber darüber denkt man heute anders. Heute ist es die Kunst der fortschrittlichen Hausfrau, überall mit zuzufassen, sich vor keiner Arbeit zu scheuen und doch gepflegte, zarte Hände zu haben. Das hat neben der ästhetischen auch seine hygienische Berechtigung. In der rauhen und rissigen Hand konnten sich allerlei Krankheitskeime festsetzen; die gepflegte, häufig mit heißem Wasser und schäumenden Mixturen behandelte Hand ist längst nicht in dem gleichen Maße Mikroben-trägerin, wie die vernachlässigte. Wenn also eine Frau auf ihre Hände achtet, sich ihre zarte Form, ihre gepflegte Glätte, ihre sanftschimmernden (aber kurzgehaltenen!) Nägel erhält, so tut sie nicht nur etwas für sich selber Angenehmes, sondern auch für das hygienische Wohl ihrer Familienmitglieder, deren Nahrung sie z. B. zubereitet, etwas Verdienstliches.

Müttererziehung.

Eine Grundforderung.

Wie wichtig und folgenschwer die Erziehung unserer Kinder ist, darüber sind wir uns wohl alle im klaren, wie wichtig und notwendig aber die Erziehung der Mütter ist, das beachtet man immer noch zu wenig.

In der Hauswirtschaft ist man bereits zu der Erkenntnis durchgedrungen, daß man beim Anfang beginnen muß, d. h. die Hausfrauenschulen, um den Nachwuchs erzichten zu können. Schon finden Lehrkurse statt, schon unterziehen sich Hausfrauen regelrechten Prüfungen, damit sie wirklich imstande sind, Lehrmeisterinnen zu sein. In der eben so wichtigen Aufgabe, Kinder aufzuziehen, sie körperlich und geistlich richtig zu pflegen, fehlen der Mutter heute sehr oft noch genügende Kenntnisse. Hier ist eine Lücke: Es mangelt uns an einer Mutterschule.

Einige Kleinigkeiten sollen diese Forderung begründen, kleine Szenen, die man täglich im Alltagsleben beobachten kann: Die junge Mutter führt uns strahlend an das Kinderbettchen. Die Schlafzimmertüren sind geschlossen, der Raum ist überheizt. Zu alledem liegt das Kiefern vergreber im Federbettchen, fest eingewickelt in Widel und wollene Tücher. Vor Unbehagen und Hitze schreit es, und die dicken Schweißtropfen rinnen über das arme, kleine Gesicht. Die Mutter aber sagt auf unser Entsetzen hin überzeugt: „Das ist gut — immer tüchtig schwitzen! Damit gehen sieben Krankheiten weg!“

Oder man sieht, wie die Mütter ihren Kindern die sogenannten „Patentaugflaschen“ oder die berühmten „Lutscher“ geben, wie sie oft die einlachsten Grundzüge der Kinderernährung und Pflege vernachlässigen.

Was jede Säuglingschwelger, Kinderpflegerin, Kindergärtnerin usw. lernt, das mühten doch wenigstens in den Grundzügen zu allererst die Mütter lernen; in vielen Städten, z. B. Baden-Baden, Freiburg, Breslau sind deshalb auch schon Mutterschulen eingerichtet, in Stuttgart besteht eine solche bereits seit sieben Jahren mit bestem Erfolge. Es gibt dort Kurse über die Pflege und Erziehung des gesunden und kranken Kindes unter der Leitung entsprechend vorgebildeter Lehrkräfte; man hat Anfertigungskurse für Spielzeug, Anleitungen für Beschäftigungsspiele; man hat endlich auch Elternabende, in denen Fragen über Erziehungsprobleme gestellt und beantwortet werden und so sich zur Theorie die Praxis gesellt. Diese Mutterschulen sind meistens in Anlehnung an Ausbildungsanstalten für junge Mädchen (Frauensschulen, Säuglingsheime, Kindergärtnerinnenseminare usw.) gegründet. Sie entstanden aus privater Anregung, erhielten aber bald, da man ihre Bedeutung erkannte, staatliche und städtische Unterstützung.

Dies wäre ein gangbarer Weg, der noch viel mehr Schritten werden müßte, und unzählige Mütter würden sicher diese Möglichkeit freudig begrüßen!

M. S.